



Gastarbeiter Schindhelm in seiner Wohnung: „Wenn wir die ‚Mona Lisa‘ ganz zeigen würden, wäre sie halb nackt“

GLOBALISIERUNG

Allahs Intendant

Um Dubai zur neuen Heimat einer globalen Elite zu machen, wollen die Scheichs die Kultur des Abendlandes an den Golf holen. Opernhäuser und Theater sollen wachsen, der deutsche Kulturmanager Michael Schindhelm ist die Muse der Milliarden-Idee. *Von Matthias Geyer*

Fünftausend Dollar sind fünftausend Dollar, sagt Michael Schindhelm, er steht in seinem Wohnzimmer an der Fensterscheibe, 300 Meter über der Erde vielleicht, aber so sind die Preise. Rechts fällt gerade die Sonne ins Meer, „und was Sie da links sehen, das Weiße“, er tritt einen Schritt zur Seite, „das ist der Palast, da wohnt der Scheich“.

Es gibt Tage, da hat man Glück. Da sieht man von hier oben, wie der Scheich in der Welt von morgen nach dem Rechten sieht. Man sieht, wie er da unten mit dem Hubschrauber losfliegt, wie er eine Runde dreht um Dubai, um all die Baustellen,

die sich gierig hinfressen zur See. 5000 Dollar Miete, aber ein Wohnzimmer wie eine Sternwarte.

„Wir könnten einen Sundowner trinken“, sagt er.

Vom Arbeitszimmer her hört man das Klappern eines Putzeimers, es ist Anna-Lisa, die Putzfrau von den Philippinen.

Schindhelm geht, auf Strümpfen, in die Küche und kommt nach einer Weile mit zwei Gläsern zurück. Wenn er allein ist, läuft er gern barfuß durch die Wohnung, „das ist das Angenehme hier, man verliert den Strumpfwang“.

Man kann sagen, dass Michael Schindhelm Glück gehabt hat. Ein Leben ohne Strumpfwang.

Er sitzt auf einer Leder-Chaise longue und guckt aus dem Fenster. Er ist 47 Jahre alt und hat ein gutes Gesicht. Als Schauspieler würde er Frauen verführen. Es gibt ein Foto von ihm, da steht er im Anzug mit einer Aktentasche im Persischen Golf.

Unten, in der Dämmerung, zieht der Verkehr vorbei. Alles ist ganz klein von hier oben. Dubai wirkt beherrschbar, wenn man im Himmel wohnt.

Am Morgen war Michael Schindhelm schon früh um acht zur Arbeit gegangen.



Schindhelm-Arbeitgeber Scheich Mohammed: *Die Frage ist, ob Kultur eine andere Freiheit braucht als die Freiheit der Ökonomie*

sein Büro liegt nicht weit entfernt von der Wohnung, 200, 300 Meter vielleicht, aber er stieg in seinen VW Touareg, ein Auto wie ein Panzer. Er sagte, man brauche solche Autos hier, um sich durchzusetzen. Er parkte unten im Emirates Office Tower, im sechsten Stock ist sein Büro. Er ging an einer Rezeption vorbei, hinter der ein Araber saß und „Good morning, Mister Maikel“ sagte, bog nach links, in ein kleines Zimmer, an dem ein Zettel hing, The Culture and Arts Office, machte den Computer an und wartete, was der Tag bringt. Im 44. Stock, 38 Etagen über ihm, arbeitet der Scheich.

Auf dem Terminkalender stand, dass es ein Gespräch mit dem Scheich geben würde, mit Mohammed Ibn Raschid al-Maktum. Stattdessen saß ein junger Mann aus Berlin da, Sven Sören Beyer.

Beyer kommt von einer Agentur, die Eventmanagement macht. Also beispielsweise Roadshows für Porsche. Beyer hatte einen Laptop aufgebaut für eine Präsentation, die „Kunst im öffentlichen Raum“ hieß. Die Idee war, einfach gesagt, Dubai, jedenfalls einige Plätze davon, mit Kunst auszustatten. Man wollte ein Freilichtmuseum mit modernen Mitteln schaffen.

Beyer dunkelte den Raum ab. Er drückte eine Taste auf dem Laptop, und ein erstes Bild erschien. Beyer sagte, vorstellbar sei, die Alten Meister, von Videokünstlern bearbeitet, auf U-Bahn-Höfe zu projizieren.

Schindhelm nickte. Dann sagte er: „Wenn wir die ‚Mona Lisa‘ ganz zeigen würden, dann wäre sie halb nackt. Und dann gäbe es Probleme.“ Er drehte sein Mobiltelefon durch die Finger und dachte nach. Die Alten Meister in Dubai, einer islamischen Stadt immerhin, da hört der Spaß schon auf mit der Freiheit der Kunst. Schindhelm sagte nur: „Rubens.“ Rubens würde auch nicht gehen.

Aber die Idee war gut. Alte Meister auf U-Bahn-Höfen. „Prüfen Sie das mal, wir müssten wissen, was das bedeutet, vom cost-estimate her“, sagte Schindhelm.

Beyer drückte auf eine andere Taste, und ein neues Bild erschien auf dem Monitor. „Intermediate wishes“ stand darauf. Beyer sagte, man könne, am Flughafen vielleicht, vor dem Duty-Free-Shop, also da, wo jeder hingeht, einen Fußboden erschaffen, der sprechen kann. „Du bewegst dich, um mit dem Fußboden zu kommunizieren, im weitesten Sinn.“ Der Mensch fragt, der Fußboden antwortet.

Schindhelm dachte wieder einen Moment nach, dann sagte er: „Ich bezweifle, dass das funktioniert. Da rennen dann alle hin, und am Ende ist es zu voll.“

Der Termin dauerte ungefähr eine Stunde, dann klappte Beyer den Laptop zu und ging. Es war ein Anfang. Alles ist ja noch am Anfang.

Michael Schindhelm war im letzten Frühjahr nach Dubai gekommen. Er arbeitete in Ost-Berlin, zusammen mit Angela Merkel, sie als Physikerin, er als Chemiker. Als die Mauer offen war, ging sie in die Politik und er in die Kultur. „Geh ins Offene“, schrieb er als Widmung in ein Buch, das er Merkel schenkte.

Er war an verschiedenen Theatern, zuletzt als Intendant in Basel, dann ging er zurück nach Berlin, als Generaldirektor der Opernstiftung. Er wurde Kulturmanager. Er dachte, er sei angekommen im Offenen, Chef von drei Opern, in der modernsten Metropole Europas. Er wohnte in einer schönen Altbauwohnung im Westen der Stadt, und manchmal ging er im Grunewald spazieren. Aber die Opern waren klamm, und draußen trat man immer in Hundekacke. Das war die Wirklichkeit. Dann rief ein Headhunter an und fragte,

ob er in Dubai einen Kulturbetrieb aufbauen wolle. Oper, Theater, Museen, es gab keine Grenzen. Es gab genug Geld. Es gab nichts, worauf man Rücksicht nehmen musste. Man konnte von vorn beginnen. Dubai war wie Deutschland nach dem Mauerfall, nur ohne Vergangenheit.

Er sollte einem Monster eine Seele geben, das war der Job.

Am nächsten Tag hat Michael Schindhelm nicht viel Zeit für das Mittagessen. Er sagt, dass man nie weiß, wann der Scheich anruft.

Er fährt hinunter ins Erdgeschoss und kriegt den letzten Tisch, am äußersten Rand der Lobby im Emirates-Hotel. Es ist ein Platz, an dem die globale Welt Gesichter bekommt, Inder, Europäer, Araber, Asiaten sitzen an kleinen Tischen, über Plänen, Zeichnungen, Rechnungen, sie lassen die größten Hochhäuser, die verführerischsten Einkaufszentren der Welt aus der Erde wachsen, scharfgemacht von einem Versprechen, das Dubai ins Zentrum der globalisierten Welt geschossen hat, null Prozent Steuern auf Einkommen und Gewinne.

Unten, im Tower of the Emirates, wird der Porno des Kapitalismus gedreht, roh und seelenlos. Und Michael Schindhelm, ein schmaler Intellektueller aus Deutschland, denkt, während er auf eine Gemüse-Quiche wartet, darüber nach, wie man Niveau in die Sache bringen könnte.

Er guckt auf die Nachbarische und sagt: „Es geht, wenn man es groß denkt, um die Versöhnung des Islam mit der Globalisierung.“

Er sagt, dass er zuständig ist für das Betriebssystem von Dubai, für die Software.

Er sagt, dass er die Fenster öffnen muss, damit sich die Welten mischen. Er sagt, dass in Dubai ein neues Denken geschaffen werden muss. Er sagt viele solcher Sätze. Emirates-Tower-Sätze. Vielleicht kann man sich, wenn man jeden Tag mit dem Aufzug im Tower of the Emirates rauf- und runterfährt, nicht mehr entziehen. Vielleicht wird man irgendwann ein Teil davon. Schindhelm sagt auch, dass er noch nicht einkaufen war, seit er in Dubai wohnt, weil er nur Anzüge von Helmut Lang trägt, und in Dubai gibt es keine Anzüge von Helmut Lang.

Gibt es eigentlich Limits bei dem, was er macht? Würde der Scheich irgendwann sagen: Stopp?

„Ich weiß es nicht.“

Weiß er, was es kosten würde, wenn seine Ideen Wirklichkeit würden?

„Es ist wahrscheinlich ein zweistelliger Milliardenbetrag.“

Ein zweistelliger Milliardenbetrag. Mister Maikel schmeckt diesem Satz einen Moment lang hinterher, dann zieht er die Reste der Gemüse-Quiche durch die Zähne und sagt: „Also in Euro.“

Er muss wieder hoch, an den Computer, eine E-Mail versenden, an einen Bauunternehmer. Es sind Entwürfe für ein

lässt sich sagen. Geplant hatte es Zaha Hadid, eine Stararchitektin. Der Scheich hatte den Entwurf gesehen, er gefiel ihm. Aber das Opernhaus wird trotzdem nicht gebaut, „erst mal nicht“, sagt Schindhelm.

Das Problem war, dass die Oper mitten im Wasser stehen sollte. Auf einer künstlich aufgeschütteten Insel im Creek, einem Wasserarm, der sich vom Meer her durch die Stadt schneidet. Niemand konnte sagen, wie die Leute in die Oper kommen sollten. Man hätte Brücken bauen müssen, Straßen, Bahntrassen.

Michael Schindhelm sagt: „Die da oben streiten sich jetzt, wo sie gebaut werden soll.“ Er meint den 44. Stock, den Scheich und seine Leute.

Er klickt die Oper weg und öffnet eine neue Datei. Man sieht jetzt das Amphitheater.

„Das baue ich mit Rem Koolhaas“, sagt Schindhelm. Koolhaas ist ein anderer Stararchitekt.

Als es anfang, schwierig zu werden mit dem Opernhaus, suchte Schindhelm nach Alternativen. Er suchte etwas Kleineres. Im Creek Park, einer Gartenanlage entlang des Wassers, gab es ein Amphitheater, das seit vielen Jahren nicht mehr benutzt worden war. Es stand einfach nur da. Schindhelm rief bei Koolhaas an und fragte, ob er sich etwas ausdenken könne, etwas, was schnell gehen würde.

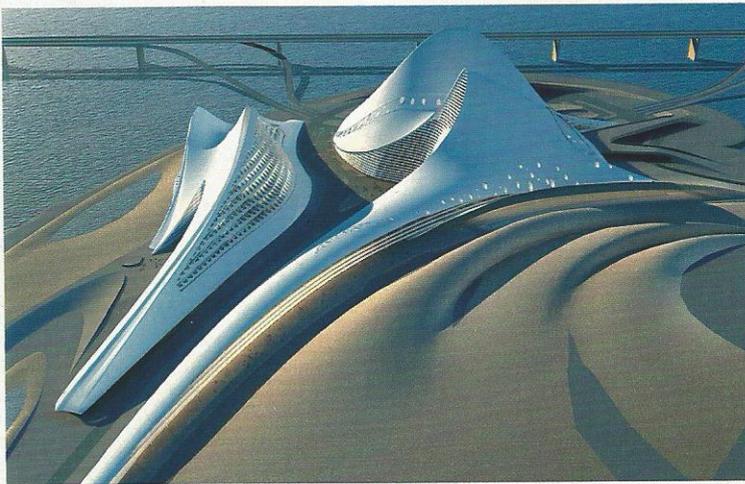
„Rem hat zwei Wochen gebraucht“, sagt Schindhelm.

Koolhaas hat in seinem Entwurf ein Dach über das Amphitheater gezeichnet, 100 mal 40 Meter groß. An dem Dach hängt ein Vorhang aus Metallstäben, der wie eine Spirale nach innen gezogen werden kann. Man könnte also, falls nicht so viele Leute kommen, aus einem großen Amphitheater ein kleines machen.

„Sie müssen sich das so vorstellen, dass in dem Vorhang Flüssigkristalle sind. Es ist also gleichzeitig eine Fläche für Projektionen“, sagt Schindhelm. Über den Bühnen tanzen Buchstaben. „How to bring life into Creek Park. Relaxing, Celebrating, Dancing.“

„In einem Dreivierteljahr will ich hier Theater spielen“, sagt er. Es gibt Kontakte zum Staatsballett Berlin.

Man könnte morgen anfangen, theatertisch. Das Schöne an einer Monarchie ist ja, dass es keine Bremser gibt. Keine Ausschreibungen, keine Fristen, keine Oper-



Opernhaus (Modell), Vermittler Nabuda: 70 Leute, 60 Millionen Dollar

Amphitheater, das demnächst in Dubai entstehen soll. Am Vormittag hatte er das schon mal versucht, aber es funktionierte nicht. Die Datei war zu groß. Zu viele Megabytes.

In seinem Computer ist alles drin. Die ganzen Pläne, die ganzen Milliarden. Die Versöhnung des Islam mit der Globalisierung, wenn man es groß denkt.

Der erste Plan war ein Opernhaus. „Wir nennen es Performing Art Center“, sagt Schindhelm. Die Überlegung dabei war, dass man Araber nicht in die Oper kriegt, weil sie nicht wissen, was Oper ist. Er klickt einen Ordner in seinem Computer an, und über den Bildschirm laufen Fotos von dem Gebäude. Es sieht phantastisch aus, das

ZAHA HADID ARCHITECTS
TINA HAGER/DER SPIEGEL/AGENTUR FOCUS

sition, keine Gewerkschaften, keine Betriebsräte, keine Demonstranten, keine Regierenden Bürgermeister. Man kann einfach machen. Man braucht nur das Okay vom Scheich.

„Also, dem Scheich gefällt es“, sagt Michael Schindhelm, er klickt auf seinen Computer, dann sind die Pläne weg.

Auffällig ist, dass Kultur in Dubai bisher nur auf Festplatten existiert, das war schon bei Sven Sören Beyer aus Berlin so. Das letzte Gespräch mit dem Scheich wegen des Amphitheaters fand vor ein paar Wochen statt. Es war eigentlich alles klar. Dann sagte der Scheich, dass er darüber nachdenken wolle, ob es noch einen besseren Platz für so ein Projekt gebe als den Creek Park. Beim nächsten Treffen sollte die Entscheidung fallen. Dieses Treffen war eigentlich heute.

Michael Schindhelm guckt auf die Uhr. Der Tag geht dahin. Aus dem 44. Stock hat noch niemand angerufen. „Wir könnten rausfahren“, sagt er.

Er fährt mit dem Auto vom Tower of the Emirates eine halbe Stunde Richtung Osten, dann öffnet sich ein Tor, und hinter dem Tor steht ein weißer Elektrowagen, wie man ihn von Golfplätzen kennt. Am Steuer wartet ein Araber, der eine Dischdascha trägt, ein weißes Gewand, wie es die Scheichs tragen. Der Araber arbeitet bei der Stadt und ist für Parks und öffentliche Plätze zuständig.

„Wir würden uns gern das Amphitheater ansehen“, sagt Schindhelm. Er setzt sich auf den Beifahrersitz, leise ruckelt der Elektrowagen durch die Grünanlagen des Creek Park. Er wurde als Ort der Erholung angelegt, mit kleinen Seen, Spielplätzen und Bänken zum Ausruhen.

Es ist alles da, nur die Menschen fehlen. Man sieht ein paar Enten, sonst nichts.

Der Araber parkt den Wagen vor dem Amphitheater.

„Wir werden das umbauen, es wird ein Kulturzentrum entstehen“, sagt Schindhelm.

Der Araber sagt, die letzte Veranstaltung habe hier nach dem letzten Golfkrieg stattgefunden. Ein deutsches Orchester habe ein Konzert gegeben. Danach sei nichts mehr gewesen.

Sie gehen die Stufen hoch, man hat einen guten Überblick von hier. Michael Schindhelm streckt den Arm aus und zeigt auf einen Platz, der ungefähr 200 Meter entfernt ist.

„Da wird ein Museum entstehen, eine große Halle für Ausstellungen.“ Die Pläne gibt es schon.

„Exhibition Hall, okay“, sagt der Araber.

„Die Leute werden mit einem großen Floß hierhin gebracht“, sagt Schindhelm weiter, „es wird eine schwimmende Spielstätte sein.“ Er sagt „Floating venue“. Ein schwimmendes Theater, ein Kulturfloß. Es soll von Bastakia aus ablegen, einem alten Stadtteil Dubais, und es wird die Menschen direkt vor dem Amphitheater absetzen.

Michael Schindhelm redet in langen Sätzen, sein Arm fährt in Schwüngen den Ho-

„Der ist geöffnet, ja“, sagt der Araber. Man braucht einige Kraft, um sich vorzustellen, dass hier irgendwann mal die Hochkultur angekommen sein wird. Die Frage ist ja, ob man Kultur sozusagen verordnen kann. Oder ob Kultur entstehen muss, aus sich selbst heraus, als Reaktion auf etwas, als Ausdruck von Befreiung vielleicht. Die Frage ist, ob Kultur eine andere Freiheit braucht als die Freiheit der Ökonomie.

„In Italien hat die Kultur auch mal am Anfang gestanden“, sagt Michael Schindhelm. „Und 50 Jahre später hat Dante die ‚Göttliche Komödie‘ geschrieben.“

Vielleicht ist der Unterschied der, dass die Welt noch nicht eins war, als Dante die „Göttliche Komödie“ schrieb. Dass es Italien gab und daneben viele fremde Welten. Und dass die Welten fremd bleiben wollten.

Michael Schindhelm sagt, er sitze in einer Nusschale. Und irgendwann werde ein großer Nussbaum blühen. Im Moment sind sie noch zu dritt, er, ein Amerikaner und ein Mann, der aus Dubai kommt.

Der Amerikaner sitzt über einem roten Schnellhefter, als Schindhelm zurück ist in seinem Büro. Der Amerikaner ist erst seit ein paar Wochen hier. Er hat vorher bei Boston Consulting gearbeitet, als Strategiemanager, und soll sich jetzt um die Personalsachen kümmern. Er ist erst 44 Jahre alt, aber er hat schon in Botswana, Kinshasa, Boston, Jakarta, Singapur, Buenos Aires und Paris gearbeitet. Er hat einen Namen, der gut dazu passt, Scott Desmarais. Überall, wo er lebte, fand er es phantastisch.

Scott Desmarais hat das rosige, faltenlose Gesicht eines Golfprofis. Man sieht ihm die Arbeit nicht an. Gestern Abend war er bei der Eröffnung des Filmfestivals gewesen; am Fuß des Burj al-Arab, des vielleicht abgefahrensten Hotels der Welt, hatte er eine Party gegeben, eine Kultur-Party, die meisten Leute sahen aus wie Europäer, sie tranken Champagner und redeten durcheinander, Desmarais und Schindhelm standen, mit einem Glas in der Hand, etwas am Rand und wussten nicht, worüber sie sprechen sollten. Es gab auch nicht so richtig jemanden, der mit ihnen sprach.

Dann sagte Desmarais, dass er am Morgen ein paar Schritte hinter Sharm Stone hergelaufen sei. Es sei phantastisch gewesen.

Es kann, an Tagen wie diesen, helfen, wenn jemand wie Scott Desmarais im Büro



Studienkollegen Merkel, Schindhelm (r.): „Geh ins Offene“

rizont entlang, er hat Fahrt aufgenommen. Vielleicht steigen, in seinem Kopf, gerade die ersten Gäste aus Bastakia vom Kulturfloß, Frauen in langen Kleidern, wer weiß.

„Bastakia ist tot, Mister Maikel“, sagt der Araber.

Die beiden Männer stehen einen Moment lang still am Rand des Theaters, zwei Kulturen, die gerade friedlich zusammenstoßen.

Sie steigen hinunter zu dem Elektrowagen, der Araber fährt noch eine kleine Schleife durch den Park. Unterwegs dreht sich Schindhelm nach hinten und sagt: „Das Floß möchte ich natürlich auch mit einem großen Architekten machen.“ Wahrscheinlich mit Rem.

Es sind noch immer keine Menschen zu sehen, es ist, als würde man über ein Atoll fahren. „Ist der Park eigentlich geöffnet?“, fragt Schindhelm.

* Bei einer privaten Feier 1985 in Ost-Berlin, links: Joachim Sauer, heute Merkels Ehemann.

auf einen wartet. In dem roten Schnellhefter liegen ein paar Blätter mit Zahlen und Kästchen, die durch Striche miteinander verbunden sind. Das ist das Organigramm des zukünftigen Kulturbüros. Der Nussbaum. Desmarais möchte, dass Schindhelm noch einmal drüberguckt, denn das Organigramm soll hoch in den 44. Stock, am besten heute noch.

Sie brauchen neue Leute. 70 neue Leute. Sie haben 60 Millionen Dollar dafür eingeplant. 60 Millionen Dollar für 70 Leute. Ein Emirates-Tower-Budget.

„60 Millionen, das ist unterhalb der Radargrenze derer, die das zu entscheiden haben“, sagt Schindhelm. Es ist, als redete er über den Antrag für eine Döner-Bude.

Dann steht ein junger Araber in der Tür, der gerade aus dem 44. Stock heruntergekommen ist. Der dritte Mann aus der Nusschale. Er steht da in einer Dischdascha, fest und kräftig, in Ledersandalen, eine starke, stumme Erscheinung.

Saïd al-Nabuda, Anfang dreißig, ist der Sohn einer großen, reichen Familie, Allah weiß, wie viele Türme da draußen den Nabudas gehören, wie viele Baustellen. Sein Vater, seine Onkel, sie hatten immer eine große Nähe zur königlichen Familie, seit Jahrzehnten schon, und so kommt es, dass Saïd al-Nabuda jetzt nah am Ohr des Scheichs sitzt, er sagt „his highness“. Er ist Mitglied der Regierung, er hat die politische Verantwortung dafür, was Michael Schindhelm in Dubai tut.

Saïd al-Nabuda pendelt hin und her zwischen dem 6. und dem 44. Stock, ein Vermittler zwischen der Welt der Kunst und der Welt des Kapitals, und man wüsste gern, welcher Welt er näher ist.

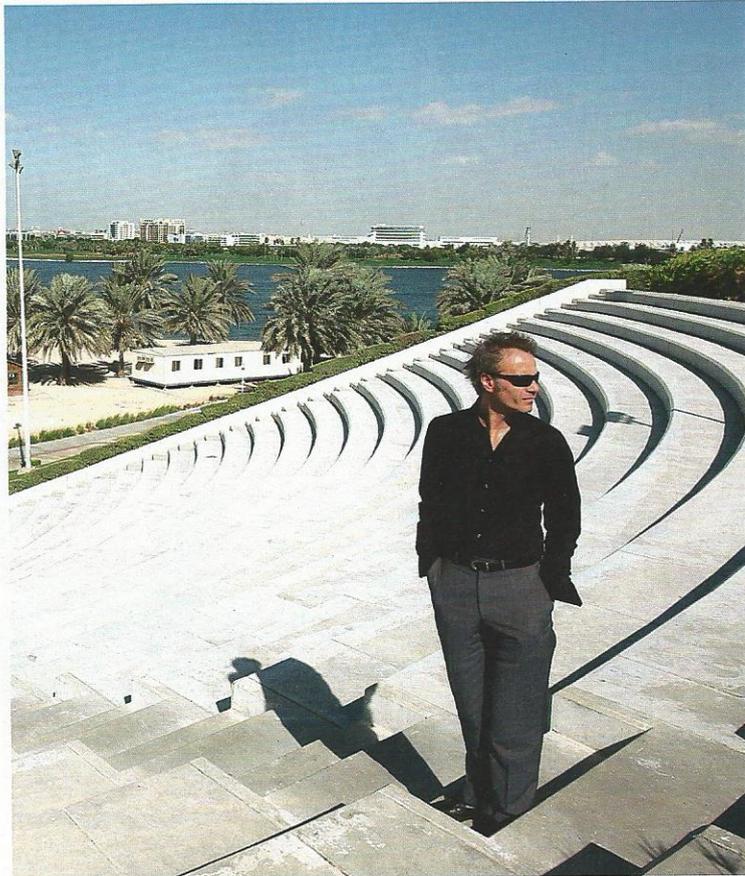
Die Augen des Arabers wandern über das Papier, der Deutsche und der Amerikaner stehen ruhig daneben, dann nickt der Araber und geht.

Er sagt nicht ja und sagt nicht nein, er geht zum Aufzug und fährt nach oben, vielleicht rechnet er. 70 Leute, 60 Millionen.

Wenn Saïd al-Nabuda, das erzählt er in einem der wenigen Momente, in denen er Zeit hat, morgens nach dem Aufstehen seine Dischdascha anzieht, dann denkt er an seine Vorfahren. Sie kamen aus der Wüste und hatten, vor gar nicht so vielen Jahren, kein fließendes Wasser. Und dann denkt er: Wenn es möglich ist, die Wüste zu erobern, dann ist alles möglich.

Er ist, seit sieben Jahren schon, zuständig für das Dubai Shopping Festival, ein Fest, das die Welt im Discount zusammenbringen soll. Es gibt dann Sonderpreise auf alles, was man kaufen kann.

Saïd al-Nabuda hat eine Visitenkarte, auf der kleine Gegenstände umeinanderpurzeln, Handtaschen, Armbanduhr, Autos, Aktentaschen, Kaffeetassen. Er organisiert einen Kaufrausch, und manchmal lässt er Künstler bei dem Event auftreten, einmal war der Cirque du Soleil da.



Bauherr Schindhelm: „Die Versöhnung des Islam mit der Globalisierung“

Er ist offen für die Welt des Westens, aber die Regeln macht der Mittlere Osten. „Ich habe für das Shopping-Festival ein Budget von 25 Millionen Dollar“, sagt er. „Und ich habe einen Return von 2,5 Milliarden Dollar.“

Kultur ist für die Leute aus der 44. Etage eine Frage des Saldos, das weiß Michael Schindhelm, seit er zum ersten Mal da oben war. Da hat er ihnen gesagt: Ich brauche eine Milliarde. Und sie haben gefragt: Und wann kriegen wir die wieder? Er sagte: Nie. Er sagte, sie müssten Abschied nehmen von der Vorstellung, Kultur sei Marketing, eine Oper sei wie eine Shopping-Mall. Er sagte ihnen, dass Kultur ein Zuschussgeschäft ist, und sie verstanden: Geldverschwendung.

Gibt es ein finanzielles Limit für Kultur?

„Ja und nein“, sagt Saïd al-Nabuda.

Was ist der Return von Kultur?

„Globalisierung. Kultur ist der beste und schnellste Weg zur Globalisierung.“

Gibt es irgendwann eine Oper in Dubai?

„Ich glaube daran. Aber das ist eine Sache der Zukunft.“

Was ist Zukunft?

„Die Zukunft in Dubai sind fünf Jahre.“

Im besten Fall steht irgendwann ein Opernhaus in Dubai, ein Amphitheater, ein Museum, und über den Creek schwimmt ein Kulturfloß. Aber niemand weiß, wohin die Stadt gehen wird. Dubai

ist ein Ort, an dem im Moment anderthalb Millionen Menschen aus 200 Nationen leben. Er macht den Eindruck, als sei die Welt auf Montage hier, er hat etwas Vorübergehendes, nichts, was nach Bleibendem aussieht, nach Heimat.

Michael Schindhelm schließt die Tür zu seiner Wohnung auf, am Ende eines Tages, an dem viel passiert ist. Am Abend hatte es noch ein Konzert gegeben, einen Klassikabend. Schindhelm war mit seinem Touareg Richtung Westen gefahren, er stellte ihn auf dem Parkdeck einer Shopping-Mall ab, in der es eine große Skihalle gibt mit künstlichem Schnee. Neben dem Parkdeck war der Eingang zum Theater.

Er saß in der dritten Reihe, auf der Bühne stand eine schwere Holländerin und sang Arien. „Ave Maria“ von Schubert und „I Hate Music“ von Bernstein.

In der Pause lief Schindhelm in einem nackten, grellen Foyer auf und ab, ein paar andere Gäste waren

noch da, sie sprachen leise, es machte den Eindruck, als würde sich eine Untergrundorganisation versammeln. Schindhelm sagte, still vor sich hin: „Was für ein schreckliches Konzert. Wie entsetzlich. Wie kann man Schubert mit Bernstein mischen?“ Er wollte dann schnell nach Hause.

Er steht an der großen Scheibe in seinem großen Wohnzimmer, von wo aus Dubai klein aussieht, beherrschbar. Vielleicht trifft er den Scheich morgen, sagt er.

Man sieht die Lichter der Türme, unten fließt noch immer der Verkehr.

„Hier oben kann es einem gehen wie Leuten, die ständig auf einen Fluss gucken. Auf Dauer macht es einen depressiv.“

Warum?

„Weil es vorbeifließt und einen zurücklässt.“

Er möchte, sagt er, gern mal wieder durch den Grunewald spazieren.